

Eine Strukturskizze der menschlichen Affektivität

Jan Slaby

Draft – bitte nicht zitieren!

Freie Universität Berlin; FB Philosophie und Geisteswissenschaften; Exzellenzcluster „Languages of Emotion“;
Habelschwerdter Allee 45; 14194 Berlin; E-Mail: slaby@zedat.fu-berlin.de

Gefühle sind der Motor des Personalen. Sie treiben uns an, sie motivieren – und zugleich eröffnen sie unseren ganz individuellen Zugang zur Welt; zur Welt als einer Arena des Bedeutsamen, als Spielfeld unserer Handlungen und Tätigkeiten. Keine Untersuchung dessen, was es heißt, eine Person zu sein, kommt ohne eine ausführliche Betrachtung der Gefühle aus. Der vorliegende Beitrag skizziert ein grobes Strukturschema einer umfassenden philosophischen Konzeption der menschlichen Gefühle. Es handelt sich um eine Kurzfassung meines Buches *Gefühl und Weltbezug*, das 2008 im mentis-Verlag, Paderborn erschienen ist. Am Ende des Textes werde ich über den Rahmen des Buches hinaus führende Überlegungen anstellen, die relevante theoretische Anschlüsse aufzeigen: Zum einen wird es um den Versuch phänomenologischer Beschreibungen psychiatrischer Erkrankungen gehen, zum anderen um die *extended-mind*-Debatte in der Philosophie des Geistes, die bisher eine erstaunliche Blindheit gegenüber affektiven Phänomenen an den Tag gelegt hat.

Affektiver Welt- und Selbstbezug

Gefühl und Weltbezug – dieser Titel verweist auf *die* zentrale Eigenschaft der menschlichen Affektivität: Gefühle sind welterschließend – in ihnen und durch sie beziehen sich Personen auf bedeutsame Begebenheiten in der Welt. Zugleich umfasst der Bedeutsamkeitsbezug der Gefühle immer auch einen Selbstbezug. Wenn etwas in der Welt bedeutsam ist, geht es die fühlende Person an, es betrifft sie in einer unmittelbar evidenten Weise, und darin liegt, dass die fühlende Person in ihrem affektiven Bezug immer auch (direkt oder indirekt) mit *sich selbst* konfrontiert ist. Jedes Fühlen ist ein *sich-irgendwie-in-Bezug-auf-etwas-Fühlen*. Diese intentionale Struktur ist grundlegend und kann nicht sinnvoll in Komponenten zerlegt werden. Insbesondere lässt sich der Aspekt des Weltbezugs nicht von der Phänomenalität, dem qualitativen Erlebnischarakter des Gefühlserlebens trennen. Im *sich-irgendwie-in-Bezug-auf-*

etwas-Fühlen steckt nun insbesondere im „sich ... Fühlen“ ein unmittelbares Selbstgewahren in Form eines leiblich ergreifenden, schlechterdings nicht distanzierbaren Angegangen-Werdens (von etwas). Dieses bildet die Grundsicht unseres Selbstbewusstseins, auf welcher die höheren Formen expliziten Selbstwissens aufruhen. Mein Ansatz kommt darin in einem zentralen Punkt mit einem Grundgedanken von Hermann Schmitz überein: mit seiner Konstatierung, dass das *affektive Betroffensein* die unverzichtbare Basis des personalen Selbstbewusstseins bildet.¹

Das leitet direkt über zu einem weiteren Gedanken, den ich als Leitfaden für die folgenden Überlegungen gerne von Schmitz übernehme: „In unserer Lebenserfahrung sind die Gefühle und das leibliche Befinden die Faktoren, die merklich dafür sorgen, dass irgend etwas uns angeht und nahegeht. Denken wir sie weg, so wäre alles in neutrale und gleichmäßige Objektivität abgerückt.“² Kraft ihres unmittelbar die Person „ergreifenden“ Charakters spannt die Affektivität diejenige Dimension in der menschlichen Existenz auf, in der allein so etwas wie Bedeutsamkeit oder Wert in den Blick kommt.³ Gefühle sind Weisen eines grundlegenden Anteilnehmens. Im Fühlen manifestiert sich etwas als bedeutsam – *something matters*. Mit Schmitz gehe ich nun insbesondere davon aus, dass tatsächlich *nur* auf der Basis von Gefühlen überhaupt Bedeutsamkeit in ein menschliches Leben hinein kommt. Sobald dieser exklusiv wert-konstitutive Charakter der Gefühle eingesehen ist, dürfte es nicht mehr geschehen, dass Gefühle in reduktiver Manier als kognitive Zustände (Werturteile oder wertende Überzeugungen) fehl beschrieben werden.⁴ Stattdessen ist von vornherein klar, dass Gefühle einen irreduzibel *qualitativen Charakter* aufweisen und sich allein schon dadurch von kognitiven Zuständen grundlegend unterscheiden. Terminologisch trage ich diesem Tatbestand dadurch Rechnung, dass ich den Welt- und Selbstbezug der Gefühle als *affektive Intentionalität* bezeichne, um zu verdeutlichen, dass es sich dabei um eine Art des Bezugs handelt, der sich grundlegend von dem nicht-affektiver Verhaltungen unterscheidet.⁵

¹ Vgl. z.B. Schmitz 2009, 29 ff.

² Schmitz 1992, 107.

³ Ich verwende den Ausdruck „Bedeutsamkeit“ terminologisch als Bezeichnung für Werthaftigkeit aller Art. Vgl. dazu Slaby 2008a, Kap. 3 u. 8.

⁴ Hauptvertreter des Kognitivismus in der Philosophie der Gefühle sind Solomon (1976) und Nussbaum (2001); ansonsten sind kognitivistische Ansätze insbesondere in der Psychologie weit verbreitet – führender Vertreter dürfte hier Klaus Scherer sein (vgl. Scherer 1984), siehe auch Reisenzein 2000.

⁵ Zum Begriff der affektiven Intentionalität vgl. Slaby 2008b sowie Slaby/Stephan 2008. Zentrale theoretische Überlegungen, die den Weg zur Konzeption der affektiven Intentionalität weisen, stammen von Goldie 2000 und Helm 2001 sowie Roberts 2003.

Gefühle als Bewegungsprinzip des Personalen

Gefühle leisten einen zentralen Beitrag zur Weltorientierung von Personen. Im Rahmen der Konzeption der „personalen Perspektive in einer Welt“ verstehe ich diese Weltorientierung im Anschluss an Heidegger als eine primär praktische: Personen *existieren*. Die personale Existenz besteht im Vollzug spezifischer *Seinsweisen*, die zentral aus Mustern von Handlungen und Tätigkeiten „bestehen“ (jeweils in den dafür passenden Kontexten und Situationen). Der intentionale Weltbezug wird im Rahmen des Ansatzes nicht länger als eine rein kognitive Angelegenheit, nicht als ein distanzierendes „Repräsentieren“ oder „Vorstellen“ von Gegenständen oder Sachverhalten, sondern als ein umfassendes Geschehen verstanden, das neben Wahrnehmungen, Überzeugungen, Wünschen und Gefühlen auch Handlungen und Tätigkeiten, und damit eben das gesamte „Sein“ einer Person in ihrer Welt umfasst. Die klassischen intentionalen Zustände der *philosophy of mind* werden in diesem Bild zu unselbständigen Teilmomenten der personalen Existenz. Modell für den Weltbezug ist nicht länger der passive Betrachter sondern der aktiv am weltlichen Geschehen Beteiligte, der „Mitspieler“; es geht nicht mehr um einen „Repräsentierer“ von Sachverhalten, sondern um einen *Interagierer* – um jemanden, der sich gemeinsam mit anderen seiner Art tätig auf für diese Tätigkeiten bedeutsame Begebenheiten in der Welt bezieht. Die Welt ist der physische Ort und stellt das Material für die personalen Verhaltungen bereit; sie ist gleichermaßen Spielfeld und Spielgerät. Aus dem Distanzierten ist ein Involvierter geworden, dem seine Welt auf den Leib rückt, indem sie ihn direkt angeht. Als Personen nehmen wir an den Geschehnissen in unserer Umgebung Anstoß und Anteil, weil und insofern sie für unseren tätigen Lebensvollzug relevant sind. *We mind – and things matter to us.*

Die Gefühle bilden in ihrer Gesamtheit das Bewegungsprinzip der personalen Perspektive. Der Affektivität kommt sowohl für die aktivische Seite als auch für die passiven Aspekte der personalen Existenz eine zentrale Rolle zu. Den aktiven Pol des Personalen bestimmen Gefühle dadurch, dass sie die Person zu Handlungen und Tätigkeiten motivieren. Zum einen so, dass durch Gefühle gewisse Tätigkeiten zu solchen werden, die Personen um ihrer selbst willen ausüben. Manches von dem, was wir tun, macht einfach Spaß, es fühlt sich gut an, es befriedigt uns – und zwar oftmals auch ohne dass wir mit diesen Tätigkeiten bestimmte extrinsische Ziele verfolgen würden. Zum anderen und ebenso wichtig: Gefühle machen situativ Relevanz erfahr- und leiblich spürbar und motivieren auf diesem Wege zielgerichtete Eingriffe in die aktuell vorliegende Situation. Es ist wichtig zu sehen, dass Gefühle nicht im Sinne einer blinden Antriebskraft zu Handlungen und Tätigkeiten

motivieren, so dass sie etwa durch einen bewussten „Antriebsmechanismus“ funktional äquivalent ersetzt werden könnten, sondern in der Weise, dass sie den Handelnden das mittels einer möglichen Handlung Anzustrebende (oder zu Meidende) als etwas erfahren lassen, das *wert ist*, angestrebt (oder gemieden) zu werden.⁶ Gefühle motivieren vermittelt einer in der Erfahrung liegenden verspürten Qualität – etwas fühlt sich gut oder schlecht an und ist *deshalb* ein angemessenes Ziel handelnder Eingriffe. Motivation durch affektive Zustände ist somit ein Fall von *rationaler Motivation*. Dies hat insbesondere Konsequenzen für das zu entwickelnde Verständnis der Gefühlsgehalte: als rational motivierend müssen die Gefühlsgehalte in der Lage sein, in Rechtfertigungsbeziehungen eintreten zu können. Was das konkret bedeutet werde ich unten detaillierter ausführen.

Generell fundieren Gefühle als ausgezeichnete Motivatoren die personale Dimension der Anteilnahme, des Ausseins-auf-etwas, der Existenz im Modus des Interessiert- und Involviert-Seins. Diese existentielle Grunddimension lässt sich mit Hilfe einer Unterscheidung verschiedener Analyseansichten – Welt- und Selbstbezug, Motivationalität und hedonische Valenz – explikativ durchsichtig machen. Dabei ist wichtig zu sehen, dass diese Ansichten nur zu Analysezwecken unterschieden, nicht jedoch als real getrennt vorgestellt werden.

Hedonische Valenz und ‚Lebensqualität‘

Hinter der motivationalen Wirksamkeit des Affektiven steht die hedonische Valenz – Gefühle sind Erfahrungen, die intrinsisch positiv oder negativ sind. Gefühle fühlen sich *gut* oder *schlecht* an. Klar dürfte nach dem Bisherigen sein, dass diese Auskunft nicht im Sinne eines „hedonischen Primitivismus“ missverstanden werden darf. Bei der hedonischen Valenz handelt es sich nicht um somatische Empfindungen in einem engen Sinne, also um einfache Lust- oder Schmerzzustände, denen jeglicher intentionaler Bezug und jegliche rationale Strukturiertheit fehlen würde. Im Gegenteil: gerade die Valenz des Affektiven, die immer auch eine leibliche und eine „organische“ Seite aufweist, ist zugleich mit dem Bezug auf relevante Begebenheiten und deren bisweilen komplexen und voraussetzungsreichen gedanklichen Einschätzungen verwoben. Entgegen den bündigen Einteilungen vieler philosophischer und einzelwissenschaftlicher Konzeptualisierungen gilt es, sowohl die Extreme des hedonischen Primitivismus, der nur nicht-intentionale körperliche Lust und Unlust kennt, als auch die ihm entgegen gesetzte Tendenz einer Über-Intellektualisierung der affektiven Valenz, welche das Fühlen in bloßes Urteilen auflöst, zu verwerfen. Abgesehen

⁶ Zur rationalen Motivation durch Emotionen vgl. auch Döring 2003 und *Im Erscheinen*.

von extremen Grenzfällen ist die gefühlte Valenz affektiver Zustände stets untrennbar beides: Somatisches Gefühl *und* Einschätzung; qualitativer Empfindungszustand *und* Verstehensleistung. Kraft dieses gleichsam „hybriden“ Gehalts – qualitativ-somatische und begriffliche Strukturen in unauflösender Einheit – vermögen es die Gefühle, rational und nicht bloß im Sinne blinder Triebfedern zu motivieren. Man kann diesen Zusammenhang auch so zum Ausdruck bringen: Gefühle sind *Erfahrungen* im vollen Wortsinne – nicht allein *innere* Erfahrungen im Sinne eines bloßen Registrierens körperlicher Vorgänge ohne Weltbezug, sondern immer auch und zugleich äußere Erfahrungen: ein wertendes Erfassen von Begebenheiten in der Welt – grundlegende Weisen eines begrifflich verfassten Gefallens- bzw. Missfallens-an-etwas.

Aufgrund der diesen Erfahrungszuständen eingeschriebenen hedonischen Valenz vermögen es die Gefühle, uns unsere Existenz zu verleiden oder umgekehrt gleichsam zu „versüßen“ – Gefühle sind damit entscheidend am Zustandekommen dessen beteiligt, was wir „Lebensqualität“ nennen, also an dem, woran sich der intrinsische Wert einer menschlichen Existenz bemisst.⁷ Allein dieser oft nicht ausreichend gewürdigte Umstand zeigt die zentrale Bedeutung der Affektivität für das menschliche Leben bzw. für die Existenz von Personen. Unter Lebensqualität im engen, also erfahrungsbasierten Sinne verstehe ich wie Tugendhat die Dimension der affektiven Vereinheitlichung: Sämtliche stabile Gefühlsmuster und affektiv-evaluative Einstellungen sowie die Einschätzung der aktuellen Umstände und künftigen Perspektiven ergeben unter normalen Umständen eine Gesamtdimension des „Sich-so-oder-so-Befindens“. Diese Dimension ist gemeint, wenn wir einen anderen aufrichtig danach fragen, wie es ihm geht. Im Kontext einer philosophischen Theorie der Gefühle kann eine Besinnung auf diese holistische Ebene eine Verengung der Betrachtung auf einzelne Gefühlstypen oder auf Gefühle unter Absehung anderer evaluativer und intellektueller Leistungen verhindern helfen.

Die beiden affektiven Dimensionen ‚hedonische Valenz‘ („gutes Gefühl – schlechtes Gefühl“) und ‚globale Einschätzung der persönlichen Lage‘ sind eng verzahnt. Eine Einschätzung der eigenen Lage wird zu einer echten, existentiell verankerten Einschätzung dadurch, dass sie affektiv fundiert ist – dass es sich *gut anfühlt*, Erfolg zu haben, Ziele zu erreichen, in guten Lebensumständen zu sein und dass es uns andererseits *weh tut*, dass es uns *schmerzt*, mit unseren Projekten zu scheitern, aus angenehmen Situationen verdrängt zu werden, Personen oder Dinge, die uns wichtig sind, zu verlieren, oder ganz allgemein in Umständen zu sein, die wir als negativ betrachten. Ebenso wichtig ist der umgekehrte

⁷ Mein Ansatz weist hier Parallelen zu Überlegungen auf, die Ernst Tugendhat verschiedentlich angestellt hat – vgl. Tugendhat 1979 u. 2003.

Zusammenhang: Positive und negative Gefühle, Lust und Unlust im hier relevanten reichhaltigen Sinn, sind ihrerseits nur dann vollständig verständlich, wenn der Gehalt der Einschätzung berücksichtigt wird, die in ihnen steckt: Der Schmerz über den Verlust einer geliebten Person ist ein anderer Schmerz als der Schmerz über eine böse Erniedrigung durch einen Arbeitskollegen und beide unterscheiden sich wiederum von der schmerzlichen Erkenntnis des Athleten, dass er sein großes Ziel nicht wird erreichen können. Noch einmal deutlich anders – wenn auch strukturell nicht so verschieden von den zuerst genannten Beispielen wie oft angenommen – verhält es sich im Falle des im engeren Sinne körperlichen Schmerzes: Ein leichtes Stechen im Brustbereich bei einem Herzpatienten ist ein anderer Schmerz als ein Stechen derselben Intensität und Schärfe im Oberschenkel nach sportlicher Anstrengung. In all diesen Fällen (nicht nur in den zuletzt genannten) haben wir es mit affektiven Zuständen zu tun, die als Schmerz- bzw. Unlustgefühle auftreten – Theorien, die dies z.B. für gerichtete Emotionen oder Stimmungen bestreiten werden der Phänomenologie des Gefühlserlebens nicht gerecht.⁸ Wir würden affektive Erfahrungen jeglicher Art jedoch deutlich unterbestimmen, wenn wir ihren Bezug auf eine konkrete lebensrelevante Situation, also ihren intrinsischen Zusammenhang mit einer Selbst-Situierung der Person in bestimmten bedeutsamen Umständen, nicht berücksichtigten. Gefühle aller Art werden über ihre intentionalen Gehalte individuiert – daran ändert auch die Betonung der gefühlten Valenz nichts.⁹

Die Passivität der Gefühle

Trotz ihrer wichtigen Rolle als „Motoren“ personaler Aktivität sind die Gefühle selbst als Widerfahrnisse einer direkten und unmittelbaren Verfügung und Steuerung durch die fühlende Person entzogen. Gefühle weisen ein unverfügbares Moment auf – das kommt in den klassischen Bezeichnungen „Leidenschaft“ oder „Passion“ zum Ausdruck. Gemeint ist

⁸ Die kognitiven Theorien Robert Solomons und Martha Nussbaums wären hier zu nennen – vgl. Solomon 1976 und 1988 sowie Nussbaum 2001.

⁹ In der Kontroverse zwischen den Vertretern kognitivistischer Ansätze mit den frühen Vertretern der sogenannten Empfindungstheorie (z.B. James 1884) hat sich die Individuierungsproblematik als entscheidend erwiesen: Würden Gefühle lediglich über ihre „gefühlte Qualität“ und nicht zudem auch über ihren intentionalen Gehalt individuiert, wäre die Vielfalt sprachlich unterscheidbarer Gefühlstypen (Freude, Stolz, Wut, Eifersucht, Liebe, Schuld, Groll, Scham, Empörung, Hoffnung, Wehmut, Furcht, Haß, uvm.) ein Rätsel. Ohne Rekurs auf klar spezifizierbare begriffliche Gehalte wäre zudem schleierhaft, wie Gefühle ihre unbestreitbaren inhaltlichen Einflüsse auf sonstige mentale Zustände, Überzeugungen, Urteile, Wünsche und Handlungen ausüben könnten. Weltbezug, Differenziertheit und potentielle Rationalität (im Sinne von rationaler Verbundenheit mit sonstigen propositional verfassten Zuständen) sind schlagende Argumente für die zentrale Intuition kognitiver Theorien, ohne dass deshalb schon die Angemessenheit einer starken kognitiven Theorie, die Gefühle etwa mit Urteilen und Überzeugungen identifiziert, verbürgt wäre. Vgl. Kenny 1963; Döring 2002a u. Slaby 2007a.

damit nicht, dass Gefühle prinzipiell nicht kontrolliert und reguliert werden könnten. Gemeint ist im Gegenteil die grundlegende Voraussetzung dafür, dass überhaupt erst so etwas wie Gefühlskontrolle und -Regulation in Frage kommt: Nur etwas, das auch ohne unser aktives Zutun in irgendeiner Weise abläuft, lässt die Frage dringlich werden, wie es kontrolliert und in geregelte Bahnen gelenkt werden kann. Weil Gefühle zunächst in Form von Widerfahrnissen „über uns kommen“, können und müssen sie der Fokus kontrollierender Bemühungen sein.

Diese Passivität des Affektiven ist zugleich der bewusste Ausdruck eines sehr grundlegenden existentiellen Tatbestands: In einer Welt existierende Personen sind dieser Welt selbst, relevanten Umweltbegebenheiten ebenso wie den Vorgängen und Abläufen am und im eigenen Körper, in gewisser Weise passiv „ausgeliefert“ – sehr präzise bringt dies die umgangssprachliche Redewendung „auf Gedeih und Verderb“ zum Ausdruck. Die Beschaffenheit der Welt, in der wir leben und auf die wir zum Überleben und überhaupt zum Existieren angewiesen sind, und ebenso das Funktionieren unseres fragilen, verletzlichen und vergänglichen Organismus liegt nur in einem begrenzten Maße im Bereich willentlicher Kontrolle. Die Affektivität ist ein Registrieren dessen, wie es einerseits insgesamt und andererseits in je spezifischen Hinsichten „um uns steht“. Gefühle erschließen uns, mit welchen relevanten situativen Begebenheiten wir – ob wir es (wahrhaben) wollen oder nicht – konfrontiert sind, und lassen uns zugleich einen situativ gerichteten Handlungsdruck spüren. Gefühle stehen damit in wichtigen Hinsichten dem Handlungsvermögen, der aktiven Seite der personalen Existenz, als dessen passives Korrelat gegenüber. In der Affektivität findet sich eine Person in einer bedeutsamen Situation vor, und dabei erfasst und erschließt sie die Situation unmittelbar als eine solche, in die auf verschiedene Weise aktiv eingegriffen werden kann – und zumeist auch eingegriffen werden *muss*. Diese beiden Dimensionen der personalen Existenz sind innig verklammert: Charakteristisch für affektive Zustände ist, dass sie sich nicht in einem bloßen Registrieren und Bewerten dessen, was „gegeben“ ist, erschöpfen, sondern dass in ihnen zugleich der Umschwung vom Passiven ins Aktive liegt. Aufgrund der hedonischen Valenz motivieren affektive Zustände zu aktiven Eingriffen in die zunächst nur passiv aufgefasste und hinsichtlich ihrer Bedeutsamkeit bewertete Situation. Die Affektivität ist somit das Scharnier zwischen der Rezeptivität – dem „Empfänglichsein“ für relevante Inhalte –, und der Spontaneität eines teils extrinsisch zielgerichteten, teils um seiner selbst willen ausgeübten Agierens.

Damit ist knapp die enge Verwobenheit von einem passiven Welt- und Selbstbezug, Motivationalität und hedonischer Valenz skizziert – der Kernbestand meines Verständnisses

der menschlichen Gefühle. Dieses Gesamtbild der menschlichen Affektivität im Gefüge der für die personale Existenz zentralen Faktoren eröffnet verschiedene relevante Analyseansichten und kann aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden. Eine wichtige Rolle sollte dabei zunächst die Sicherung des angemessenen Kontextes der Thematisierung von Gefühlen spielen: Weil die Faktoren und Strukturen, welche die Persönlichkeit konstituieren, ein Gefüge bilden, aus dem einzelne Strukturen nur durch eine künstliche Aufspaltung des Gesamtphänomens isoliert werden können, gilt es, die Grundzüge der personalen Existenz zunächst zusammenhängend zu skizzieren und der Affektivität dann eine Position in diesem Strukturgefüge zuzuweisen.

Affektivität und Selbstverständnis

Als eine zentrale Thematisierungsdimension zeichne ich dabei das personale *Selbstverständnis* aus. Gemeint ist damit die intrinsische, unterschiedlich deutlich ausgeprägte *Selbsttransparenz* personaler Verhaltensweisen – die nicht mit dem deutlich beschränkteren Bezirk des expliziten *Selbstwissens* von Personen gleichgesetzt werden darf. Dieses personale Selbstverständnis bildet das „natürliche Umfeld“ der menschlichen Gefühle.¹⁰ Die Gefühle einer Person sind Elemente weit reichender intern-rationaler Muster, zu denen Einschätzungen, Neigungen und Vorlieben, Haltungen, Überzeugungen sowie die expliziten Pläne und Handlungsabsichten der Person gehören.¹¹ Neben dem, was die Person auf Nachfrage zu artikulieren imstande ist, umfasst das Selbstverständnis einen umfassenden Bestand an impliziten Gehalten, die oft nur unter Mühen und teilweise auch gar nicht explizit gemacht und artikuliert werden können. Vielfach ist das Selbstverständnis einer Person von Täuschungen und Verkennungen durchsetzt. Insbesondere der grundlegende existentielle Tatbestand, dass Personen sich in ihren freien Handlungen zu dem machen, was sie sind, und dass sie insofern in einem zwar jederzeit von äußeren und inneren Umständen hochgradig beschränkten, aber doch umfassenden Spielraum von (Seins-)Möglichkeiten stehen, steht nur selten klar vor Augen. Diese Unterschiede im Ausmaß der jeweiligen Durchsichtigkeit der eigenen Existenz affizieren das Handeln und Fühlen auf subtile Weise. Das personale Selbstverständnis ist also eine graduelle Angelegenheit. Kein Okkupant einer personalen

¹⁰ Mein Verständnis des personalen Selbstverständnisses verdankt sich zu einem wichtigen Teil Charles Taylor, der auch erhellende Überlegungen zur Einbettung der Gefühle in dasselbe anstellt (vgl. z.B. Taylor 1985).

¹¹ Die Idee, dass Gefühle zentrale Elemente weit reichenden, binnen-rationaler Muster im Leben von Personen sind und nur als Elemente solcher holistischen Strukturen vollständig individuiert werden können, verdanke ich Bennett Helm, der sich ebenfalls zum Teil an Charles Taylor orientiert (vgl. Helm 1994; 2001 & 2002). Meine eigene Ausarbeitung dieses Theorieelements erfolgt in Slaby 2008a, Kap. 3, 4 und 5 (u.a.).

Perspektive ist vollständig ohne jegliches Selbstverständnis. In *irgendeiner Form* versteht sich jede Person als handelndes Wesen und als Wesen, das durch sein Handeln und Tätigsein zu dem wird, was es als Person ist. Doch vielfach ist dieses Verständnis unausdrücklich, gebrochen, limitiert oder fehlerhaft.

Philosophische und wissenschaftliche Untersuchungen des Menschen, die das Selbstverständnis nicht mitthematisieren, laufen Gefahr, etwas Entscheidendes auszulassen. Man kann noch so viele „objektive Fakten“ über eine Person anhäufen – wenn man nicht mitberücksichtigt, wie die Person sich und ihre Situation selbst einschätzt, und wie sie diese Einschätzungen jeweils „lebt“, verfehlt man exakt die Ebene, auf der sich entscheidet, was die Person tun wird – und damit eben gerade das, was bzw. *wer* sie ist oder sein will. Dies gilt auch und insbesondere für die Gefühle. Das personale Selbstverständnis bildet den unverzichtbaren Bezugsrahmen für eine Thematisierung der Gefühle, weil die Gefühlsgehalte einerseits selbst durch und durch von den (Fehl-)Einschätzungen und (Fehl-)Deutungen der Person, und damit von den Begriffen, die in diesen Einschätzungen und Deutungen zur Anwendung kommen, geprägt sind, und weil die Gefühle zugleich umgekehrt entscheidend zur Ausprägung des Selbstverständnisses beitragen.¹² Weil das so ist, muss die personale Perspektive und insbesondere die Dimension des Selbstverständnisses für eine adäquate Behandlung der menschlichen Affektivität als grundlegender Bezugsrahmen angesetzt werden.

Gefühle und Bedeutsamkeit

An dieser Stelle ist es sinnvoll, zu dem zu Beginn angesprochenen Bezug der menschlichen Gefühle auf Bedeutsamkeit zurückzukommen. Nach dem Bisherigen dürfte es nicht überraschen, dass eine Betrachtung der Gefühle viel Erhellendes über den ontologischen Status von Werten (in meiner Verwendung ein anderes Wort für „Bedeutsamkeit“) an den Tag bringen kann. Die Affektivität ist insgesamt dasjenige, kraft dessen Personen Begebenheiten in ihrer Umgebung als *bedeutsam* erfahren. Grob lässt sich der folgende Zusammenhang konstatieren: Gefühlen als subjektiven Zuständen von Personen korrespondiert auf der „Objektseite“ die Bedeutsamkeit von Begebenheiten. Dieser Bedeutsamkeitsbezug der Gefühle erweist sich als eine wichtige Analysedimension: So lassen sich etwa spezifische Emotionstypen anhand des jeweiligen Typus von Bedeutsamkeit, auf

¹² Aus diesem Grund setzt auch Peter Goldie in seiner zu Recht viel beachteten Studie *The Emotions* (2000) den von ihm so genannten „personal point of view“ – für den er gelegentlich auch den Ausdruck „personal perspective“ verwendet – als grundlegenden und unhintergehbaren Bezugsrahmen an (vgl. auch Goldie 2002).

den sie bezogen sind, individuieren. Furcht, Eifersucht, Neid, Scham, Stolz, Hoffnung, Freude etc. sind jeweils auf in verschiedener Hinsicht Bedeutsames bezogen und unterscheiden sich eben dadurch, durch ihre unterschiedlichen *formalen Objekte*, voneinander. So bezieht sich Furcht auf eine Gefahr, Trauer auf einen Verlust, Eifersucht auf eine geliebte Person und ihre (reale oder scheinbare) Zuneigung zu einer anderen Person, Scham auf einen Defekt der eigenen Person im Lichte der (als bewertend) vermeinten Erkenntnis durch andere, usw.¹³ Interessanter ist jedoch der umgekehrte Zusammenhang: der ontologische Status von Werteigenschaften – also die Frage, inwiefern es Bedeutsamkeit „wirklich gibt“ und in welchen Beziehungen sie zu anderen Kategorien des Seienden steht – lässt sich durch Rekurs auf die Affektivität und ihre Verschränkung mit der Grundstruktur der personalen Existenz aufklären. In dieser Frage ist Mittelweg zwischen Objektivismus und Subjektivismus geboten: Viele Dinge sind bisweilen *wirklich* bedeutsam und nicht lediglich deshalb, weil Personen ihnen gegenüber bestimmte Gefühle empfinden. Zugleich erweist sich Bedeutsamkeit jedoch als weder *vollständig* unabhängig von den Gefühlen des Einzelnen, noch *vollständig* unabhängig von den geteilten Reaktionen der Mitglieder einer sozialen Gemeinschaft und den sich auf dieser Grundlage etablierten geteilten Bewertungsmaßstäben. Die *prima facie* konfligierenden Intuitionen eines Objektivismus auf der einen und eines Subjektivismus bezüglich Bedeutsamkeit auf der anderen Seite lassen sich im Rahmen einer Theorie der Konstitution von subjektiven Reaktionen und objektiv fundierten evaluativen Eigenschaften miteinander verbinden.¹⁴

Die objektivistische Intuition lässt sich wie folgt erläutern: Gefühle treten in umfassenden Mustern von personalen Verhaltensweisen auf, die dadurch charakterisiert sind, dass sie auf bedeutsame Begebenheiten orientiert sind. Solche binnen-rationalen (d.h. in sich kohärenten) Gefühlsmuster ordnen sich systematisch um Bedeutsamkeiten an. Die auf solche Weise fokussierten personalen Güter sind im weitesten Sinne all das, worum es einer Person in irgendeiner Hinsicht geht – was ihr jeweils wichtig ist. Je nach dem, wie es in einer gegebenen Situation um ein solches personales Gut bestellt ist, hat die Person (im Normalfall) bestimmte, zur Situation passende Gefühle. Die Gefühle sind insofern der „Fühler“, mit dem eine Person den aktuellen Stand der Dinge bezüglich ihrer personalen Güter registriert – in diesem Sinne sind Gefühle eine *Sensitivität* für bedeutsame Begebenheiten, gleichsam

¹³ In Slaby 2007a habe ich eine umfassende Analyse dieser die verschiedenen Gefühlstypen individuierenden evaluativen Weltbezüge unternommen.

¹⁴ Diesbezüglich folge ich in Grundzügen den Entwürfen von John McDowell (1983 u. 1985) und David Wiggins (1987). Hilfreich sind in dieser Hinsicht die Arbeiten von Bennett Helm, der die Vorschläge McDowells und Wiggins' aufgegriffen und systematisch ausgearbeitet hat (vgl. Helm 1994, 2001, 2002). Vgl. zu dieser Thematik auch Demmerling 2005.

Bedeutsamkeits-Detektoren.¹⁵ Andererseits müssen wir auch der gegenläufigen Intuition Rechnung tragen: dass das, was für uns bedeutsam ist, nicht gänzlich unabhängig von den Gefühlen sein kann. Wenn wir von sich selbst verstehenden und ihre Existenz tätig selbst bestimmenden Personen ausgehen und nicht von bewusstlosen Maschinen, müssen wir einen (potentiell) selbstbewussten und partiell selbstbestimmten Bezug auf Bedeutsamkeit als grundlegend annehmen. Ein solcher Bedeutsamkeitsbezug muss Raum lassen für ein Maß an „legislativer Autorität“ der fühlenden Person hinsichtlich dessen, worum es ihr in ihrer Existenz geht.¹⁶ Das jeweils Bedeutsame darf deshalb nicht *ausschließlich* als der Person immer schon vorgegebene, objektive Tatbestände betrachtet werden. Eine solche partielle Souveränität des Individuums bei der Determination von Bedeutsamkeit, die zugleich nicht in das andere Extrem einer *grenzenlosen* Freiheit und Unbeschränktheit durch externe und interne Gegebenheiten hinauslaufen darf (Projektivismus/Subjektivismus), ist genau das, was die wohlverstandene Affektivität ermöglicht. Es ist daher zu konstatieren, dass es Bedeutsamkeit nur für fühlende Wesen gibt, und dass Bedeutsames in diesem Sinne nur als Korrelat affektiver Zustände mit einer hedonischen Valenz verstanden werden kann.

Der ontologische Status von Bedeutsamkeit ist dem von sekundären Qualitäten wie z.B. der Farben vergleichbar. Farben „gibt es“ einerseits nur für Wesen mit einem spezifischen Wahrnehmungsvermögen, aber andererseits auch nur dann, wenn es Gegenstände mit spezifischen Oberflächeneigenschaften gibt. Person und Welt kooperieren gewissermaßen, um die Erfahrung dieser Eigenschaften zu ermöglichen.¹⁷

Gestalthaftigkeit und Narrativität der Gefühlsgehalte

Kommen wir nun zurück zur Verfasstheit der Gefühle selbst – genauer gesagt soll es nun um die intentionale Inhalte der Gefühle gehen: In welchem „Format“ liegt dasjenige vor, an dem sich bemisst, wovon ein gegebenes Gefühl handelt, worauf es sich bezieht? Ich werde die Formatfrage in mehreren Schritten beantworten; zunächst geht es um die Komplexität und

¹⁵ Bennett Helm beschreibt die Grundzüge der rationalen Transformationsdynamik in den Gefühlsmustern wie folgt: „[F]orward-looking emotions [such as hope and fear] rationally ought to become the corresponding backward-looking emotions [such as relief and disappointment]: there is something rationally unwarranted, other things being equal, about feeling fear that one’s prize Ming vase is about to be destroyed, but feeling neither relief when it miraculously escapes unscathed nor sadness or anger when one’s fear is borne out. [...] [I]f one experiences a positive emotion in response to something good that has happened or might happen, then, other things being equal, one rationally ought to have experienced the corresponding negative emotion if instead what happened (...) were something bad; not to experience this emotion would be unwarranted.” (Helm 2001, 68)

¹⁶ Vgl. Helm 2001, Kap. 1.

¹⁷ Hier kann keine umfassende Darstellung der komplizierten Konstitutionstheorie der Bedeutsamkeit gegeben werden. Detailliert expliziere ich die hier nur angedeuteten Zusammenhänge in Slaby 2008a, Kap. 3 sowie insbesondere Kap. 8.

holistische Einbettung der Gehalte, ehe anschließend die Grundannahme der begrifflichen Verfasstheit der Gefühle motiviert und plausibilisiert werden soll.

Der komplexe Bedeutsamkeits- und Situationsbezug der Gefühle sowie die konstitutive Eingebundenheit der Gefühlsgehalte in die dynamische Struktur des personalen Selbstverständnisses haben unter anderem zur Folge, dass sich die Gefühlsgehalte in den meisten Fällen nicht einfach in Form einzelner Aussagen spezifizieren lassen. Dies war lange Zeit die Annahme der kognitivistischen Emotionstheorien – so sei etwa Furcht gleichbedeutend mit dem Für-wahr-Halten des Satzes, dass man sich in akuter Gefahr befinde. Im Rahmen der hier entwickelten Konzeption fungieren Gehaltsspezifizierungen in Form einzelner Sätze als Abkürzungen, die jeweils auf ein viel umfassenderes *evaluatives Narrativ* verweisen – auf ein komplexes Situationsprofil aus der Sicht der fühlenden Person. Dieses mitunter sehr individuelle Profil situativer Bedeutsamkeit ist der volle Gehalt eines affektiven Zustands. Die fühlende Person erfasst ein solches Profil instantan – deshalb erscheint es angemessen, von affektiven Erfahrungen als „evaluativen Gestaltwahrnehmungen“ zu sprechen. Hermann Schmitz würde den Titel „chaotische Mannigfaltigkeit“ verwenden, und diese als in „viel sagenden Eindrücken“ ganzheitlich erfasst betrachten – hier stimme ich sehr exakt mit seiner Ansicht überein.¹⁸ Aktuell auftretende Gefühle als Erfahrungszustände sind Weisen eines ganzheitlichen Erfassens komplexer Konstellationen, deren übergeordnete evaluative Gestalt *vor* den sie konstituierenden Teilaspekten erfasst wird. Gestalten dieser Art – bedeutsame Situationsprofile – lassen sich sowohl abkürzend unter allgemeine evaluative Kategorien wie „Gefahr“, „Ärgernis“, „Verlust“ oder „Enttäuschung“ subsumieren, als auch in Form von detaillierten evaluativen Erzählungen beschreiben. Erst nachträglich lässt sich der chaotisch-komplexe, gestalthafte Gefühlsgehalt explizieren und in Bestandteile bzw. Teilmomente zerlegen. Format solcher Explikationen sind Erzählungen, denn Narrationen sind als individualisierte, beliebig verdichtbare, gestalt-erhaltende Darstellungsformen das am besten geeignete Medium für eine angemessene Präsentation und Mitteilung komplexer Gefühlsgehalte.¹⁹

Gefühle sind begrifflich verfasst

Vor dem Hintergrund dieser Erläuterungen dürfte die im Folgenden zu explizierende These an Plausibilität gewinnen. Die Rede ist von der Annahme, dass der Gehalt der Gefühle von

¹⁸ Vgl. z. B. Schmitz 2009, 47 ff.

¹⁹ Vgl. hierzu ausführlicher Slaby 2008a, Kap. 11, sowie Voss 2004.

Personen *begrifflich verfasst* ist. Ich vertrete diese so genannte Begrifflichkeitsthese im Anschluss an die allgemeineren Überlegungen zur begrifflichen Verfasstheit von Erfahrung, die John McDowell in seinem viel beachteten Werk *Mind and World* (1994) angestellt und in nachfolgenden Schriften präzisiert und verteidigt hat. Von ihren Gegnern wird die Begrifflichkeitsthese gern als kontraintuitiv gescholten und in Bausch und Bogen abgelehnt. Die in Frage stehenden Bedenken scheinen im Fall der Gefühle noch deutlicher zum Tragen zu kommen als bei den übrigen Erfahrungsvollzügen. Mit „Begrifflichkeit“ oder „Diskursivität“ verbinden viele Philosophen intellektualistische Vorstellungen, so dass die These von der begrifflichen Verfasstheit der Erfahrung – und erst Recht der Gefühle – leicht als eine extreme Über-Intellektualisierung erscheint. Ich kann an dieser Stelle keine umfassende Verteidigung der begrifflichen Verfasstheit der Gefühlsgehalte liefern. Meine Hoffnung ist, dass sowohl die eben angestellten Überlegungen zur komplexen und gestalthaften Natur der Gefühlsgehalte und ihrer narrativen Struktur sowie die folgenden allgemeine Begründung der zentralen Überlegungen McDowells die Bedenken vorerst zerstreuen können. Auch die weiter unten erfolgende Beschreibung der phänomenalen Qualität des Gefühlserlebens und insbesondere der Leiblichkeit des Fühlens (mit wichtigen Anleihen beim Gefühlsverständnis der Neuen Phänomenologie) sollte den Gegnern Wind aus den Segeln nehmen.²⁰

Wie oben gezeigt fungieren Gefühle als „Bedeutsamkeits-Detektoren“ und sind deshalb epistemisch relevant: wenn wir uns nicht täuschen liefern sie evaluative Erkenntnis. Ähnliches erfolgt im Falle der Motivation durch Gefühle: in zentralen Fällen machen die Gefühle die Handlungen, die sie motivieren, auch rational angemessen. Beides können die Gefühle nur leisten, wenn ihre Gehalte in Rechtfertigungsbeziehungen eingehen und als *Gründe* für andere epistemische Zustände fungieren können. Gründe sind jedoch begrifflich verfasst, denn rationale Beziehungen bestehen nur zwischen begrifflichen Gehalten. Deshalb muss McDowells Begrifflichkeitsthese auch für die menschlichen Gefühle gelten. In diesem Zusammenhang sind sogleich einige hartnäckige Missverständnissen zu verhüten, deshalb ist die folgende Erläuterung zum Ausdruck „begrifflich verfasst“ erforderlich: Das damit Gemeinte ist nicht so zu verstehen, dass nur solche Gehalte begrifflich sein können, die in expliziter Form sprachlich artikuliert vorliegen – also etwa „innerlich geäußerte“ Sätze oder offene sprachliche Verlautbarungen. Begrifflich verfasst bedeutet stattdessen lediglich:

²⁰ Inzwischen hat sich eine regelrechte Theorieindustrie entwickelt, die sich mit dem Für und Wider von McDowells Begrifflichkeitsthese auseinandersetzt. Es ist klar, dass die Feinheiten dieser Debatte hier noch nicht einmal ansatzweise nachgezeichnet werden können. Meine ausführliche Verteidigung der These für den Bereich der menschlichen Gefühle findet sich in Slaby 2008a, Kap. 10 und 11. Eine gelungene Rekonstruktion einiger zentraler Überlegungen McDowells stammt von David Lauer (2006).

sprachlich (oder sonstwie) *artikulierbar*.²¹ Begriffliche Artikulierbarkeit reicht bereits aus, wenn etwas im „Raum der Gründe“ angesiedelt und damit inferentiell relevant sein soll. Dass ich gleichwohl von begrifflicher Verfasstheit und nicht lediglich von „Verfassbarkeit“ oder „Artikulierbarkeit“ spreche, hat seinen Grund darin, dass die letzteren Bezeichnungen wiederum leicht zu problematischen Fehldeutungen anderer Art verleiten. So könnte etwa die Ansicht begünstigt werden, erst beim Übergang von einem bloß begrifflich „artikulierbaren“ zum begrifflich (bzw. sprachlich) artikulierten Gehalt kämen die begrifflichen Fähigkeiten der Person ins Spiel, während wir es zuvor mit einer Form von nicht-begrifflichem Gehalt zu tun hätten. Stattdessen gilt es zu verstehen, dass schon beim bloßen Wahrnehmen oder Empfinden von etwas die begrifflichen Vermögen der wahrnehmenden oder empfindenden Person beteiligt sind. Begriffe prägen den personalen Welt- und Selbstbezug auch dort, wo noch keine expliziten und bewussten Akte der Versprachlichung oder reflexiven Zuwendung vorliegen.

Zwar gibt es die relevanten begrifflichen Fähigkeiten²² nur dann, wenn wir es mit einem Subjekt zu tun haben, das über ein aktives Denk- und Urteilsvermögen verfügt (was McDowell in Anlehnung an Kant als „Vermögen der Spontaneität“ bezeichnet), doch *wenn* diese Fähigkeit erst einmal ausgeprägt ist, beeinflusst sie auch solche Zustände, die dem der „Spontaneität des Verstandes“ entgegen gesetzten Vermögen entstammen: dem, um bei Kants Terminologie zu bleiben, „Vermögen der Rezeptivität“, mit dem ein Subjekt Eindrücke aus seiner Umwelt empfängt. Die Ergebnisse der Operationen der Sinnesorgane von über begriffliche Fähigkeiten verfügender Wesen sind demnach begrifflich verfasst, und somit können Erfahrungen als Gründe für Urteile fungieren, und die Frage, wie ein Urteilssystem empirischen Gehalt haben und somit von der Welt handeln kann, lässt sich angemessen beantworten.

Auch Gefühle sind Erfahrungen in McDowells Sinne – wenn auch mit einigen Besonderheiten. Der Kernpunkt ist, dass es sich bei Gefühlen um Auffassungen von Aspekten der Realität *als so und so seiend* handelt, und damit um Zustände mit einem begrifflichen Gehalt, die als Gründe für (evaluative) Urteile fungieren können. So kann zum Beispiel unsere Empörung als Grund für unser Urteil fungieren, dass eine Handlung, deren Zeuge wir

²¹ Nicht alle begrifflich verfassten Gehalte müssen *sprachlich* artikulierbar sein – es kann nonverbale Formen der Artikulation, etwa durch Handlungen oder nonverbalen Ausdruck geben. Dieses weite Feld der Artikulationsmöglichkeiten kann jedoch im beschränkten Rahmen dieses Textes nicht behandelt werden.

²² In dem Umstand, dass McDowell von *conceptual capacities* und nicht lediglich von *concepts* spricht, liegt ein wichtiger Hinweis auf das hier relevante Verständnis von Begrifflichkeit: Die begriffliche Verfasstheit von Gehalten wird nicht als statische Struktur verstanden; und Begriffe werden nicht zu stabilen Entitäten verdinglicht, sondern die Begrifflichkeit von etwas wird unter Rekurs auf die flexible und interindividuell unterschiedlich gut ausgeprägte *Fähigkeit* von Personen, Begriffe zu verwenden und somit begriffliche Gehalte hervorzubringen, erläutert.

wurden, ungerecht und moralisch verwerflich ist. Anders als das auf der Empörung basierende Urteil, welches einer aktiven Verstandesleistung entspringt, weist die Empörung die Passivität der Erfahrung auf: Bevor wir eine Wahl haben, erscheint uns eine Begebenheit als empörend, als moralisch verwerflich (und zwar in der Weise, dass wir dadurch unmittelbar zum Handeln motiviert werden oder zumindest einen starken, rational nachvollziehbaren Handlungsdrang verspüren). In solchen Fällen wird ein evaluativer Gehalt ohne unser Zutun generiert und steht erst anschließend unserem aktiven Urteilsvermögen zur Verfügung. Unser Urteilsvermögen kommt erst mit der Frage ins Spiel, ob wir den passiv generierten Gehalt der Empörung für bare Münze nehmen und also urteilen sollen, dass es sich um eine verwerfliche Begebenheit handelt, oder ob wir im Lichte unseres Hintergrundwissens über die auslösende Situation zu dem Schluss kommen, dass wir ein der Empörung entgegen gesetztes Urteil fällen sollten.

„In experience one finds oneself saddled with content“ (McDowell 1994, 10) – genau dies gilt auch für die Gefühle. Die Konzeption McDowells erlaubt uns, Gefühle als passiv, als unwillkürlich, zudem als ein essentiell körperliches Geschehen, als „leibliche Regungen“ zu betrachten, und zugleich als Zustände mit korrektheitsfähigen Gehalten, in denen das Begriffsrepertoire des Fühlenden zur Anwendung kommt. Auf diese Weise wird der Doppelnatur der Gefühle als einerseits intentionale, oftmals intelligente Verhaltensweisen der Person und andererseits als Reaktionen, die unwillkürlich ablaufen, leiblich und empfindungsmäßig fundiert sind und deshalb oft mit guten Gründen der „animalischen Seite“ der menschlichen Natur zugerechnet werden, auf elegante und plausible Art Rechnung getragen. Auf eine gewisse Weise werden damit sogar die Ziele der kognitiven Gefühlstheorien erreicht, jedoch ohne dass die Eigenheiten des Affektiven deshalb unterschlagen werden müssten. Gefühle erscheinen als kritisierbar, als möglicherweise verfehlte Auffassungen von Aspekten der (evaluativen) Realität, und dies lässt sich nun genau explizieren. Die Begriffe, über die eine Person verfügt, bilden ein Netz von rationalen Beziehungen, das in seiner Gesamtheit die Weltsicht, das Selbstverständnis der Person konstituiert – alle Elemente dieses Systems können im Lichte guter Gründe als verfehlt kritisiert und entsprechend modifiziert werden. Die Begrifflichkeitstheorie erlaubt, diese umfassende rationale Maxime auch auf die Gefühle anzuwenden, ohne unserem Alltagsverständnis des Affektiven deshalb Gewalt anzutun.

Die Phänomenalität des Gefühlserlebens: Das leibliche Spüren

Im Lichte der bereits angestellten Überlegungen zur Gestalthaftigkeit und Narrativität der Gefühlsgehalte – die somit weitaus mehr Komplexität „absorbieren“ können als die dürren Propositionen der kognitivistischen Theorien – sollte die Begrifflichkeitstheorie weiter an Plausibilität gewinnen. Um diesen Eindruck zu erhärten präsentiere ich nun einige Gedanken zur Phänomenalität des Gefühlserlebens – Überlegungen dazu, wie es sich konkret anfühlt, ein Gefühl zu erleben. Wie an meiner Rede von „evaluativer Gestaltwahrnehmung“ bereits ersichtlich wird, nehme ich an, dass sich eine Thematisierung der Gefühlsgehalte nur künstlich vom phänomenalen Erleben der entsprechenden Gefühle trennen lässt. Evaluative Gestalten sind *phänomenal erlebte* begriffliche Erfahrungen; ihr evaluativer intentionaler Gehalt ist nicht etwas, das vom affektiven Erleben real abgetrennt werden könnte (möglich ist nur eine getrennte *Thematisierung* zu Zwecken theoretischer Analysen – doch die Möglichkeit zu dieser berechtigt nicht zur Annahme von separaten „Gefühlskomponenten“). Das Respektieren dieser grundlegenden Einheit von Gefühl und Gehalt, von Phänomenalität und Intentionalität der Gefühle unterscheidet die hier entwickelte Konzeption des Affektiven von zahlreichen anderen Behandlungen der Gefühle in der Philosophie, die entweder auf der nahezu ausschließlichen Betonung eines dieser Momente basieren (Kognitivismus versus Empfindungstheorie), oder die essentiell einheitlich erlebten Gefühle in unplausibler Weise als Konglomerate potentiell separierbarer Komponenten betrachten (Mehr-Komponenten-Theorien).²³

Mit der verbreiteten Blindheit für die essentielle Einheit der Gefühlsphänomene hängt eine weitere Auslassung vieler gegenwärtig vertretener Gefühlstheorien zusammen: Das Verkennen der leiblichen Natur des menschlichen Fühlens. Im Rahmen der verbreiteten Fokussierung auf die Intentionalität des Fühlens gerät oft aus dem Blick, inwieweit sich Gefühle als ein komplexes leibliches Geschehen abspielen. Natürlich sind hier die Überlegungen von Hermann Schmitz und anderen Vertretern der Neuen Phänomenologie richtungsweisend: Das Fühlen – verstanden als eine die Person insgesamt ergreifende existentielle Orientierung – ist in grundlegender Weise leiblich. Das leibliche Spüren ist nicht von der affektiven Intentionalität zu trennen; diese selbst ist essentiell leibgebunden. So manifestiert sich Furcht als spürbare leibliche Engung, und in dieser Engungstendenz steckt zugleich das Gewahren der gefürchteten Bedrohung sowie das Innewerden der eigenen Gefährdetheit und Verletzbarkeit im Hinblick auf ebenjene Gefahr. Man spürt am eigenen Leib, wie es um einen in der gegebenen Situation steht.²⁴ Im Stolz wird einem die im sozialen

²³ Als ein entschiedener Vertreter einer Mehr-Komponenten-Theorie der Gefühle tritt Aaron Ben Ze'ev (2000) auf.

²⁴ Vgl. hierzu Landweer 2004, Slaby 2008b und insbesondere Ratcliffe 2005 und 2008.

Raum erfolgende Eigenwertsteigerung in Form einer leiblichen Weitung bewusst – in Form eines buchstäblichen Wachsens oder Anschwellens, deshalb trifft die Rede von der „stolzgeschwellten Brust“ die leibliche Gestalt des Stolzes sehr gut. Im Scham schrumpft das leibliche Empfindungsfeld schlagartig ein, was sich zum Beispiel in dem Bewegungsimpuls des „Im Boden versinken Wollens“ äußert. Insgesamt geht der Leib in Form eines auf je spezifische Weise mit den gefühlsauslösenden Situationen mitschwingenden Resonanzfeldes ins affektive Geschehen ein – dieses leibliche Spüren ist zugleich Medium des affektiven Weltbezugs und Grundlage der affektiven Selbstbezüglichkeit. Der Selbstbezug ist dabei kein explizites Erfassen der aktuellen persönlichen „Lage“, sondern ein leibliches *Sich-irgendwie-Fühlen*: verletzlich oder verletzt, schwach oder stark, wertvoll oder wertlos, fragil oder stabil, angefochten, geliebt, ungeliebt, die herrschenden Umstände souverän kontrollierend oder als ohnmächtiger Spielball eines fremden Geschehens etc.²⁵

Um die Rolle der Leiblichkeit für die affektive Intentionalität zu verdeutlichen, kann ein Vergleich mit dem Tastsinn helfen: Beim Ertasten eines Gegenstandes spielt ein körperlich lokalisiertes Gefühl die Rolle des Erfahrungsmediums und tritt dabei in seinem Charakter als *Körpergefühl* in den Hintergrund – die Aufmerksamkeit richtet sich fast zur Gänze auf das ertastete Objekt. Man kann den affektiven Weltbezug daher geradezu als eine „Generalisierung“ des Tastsinns verstehen: Das leibliche Spüren bezieht sich nicht allein auf Gegenstände in unmittelbarer Körperrnähe, sondern auf Situationen, auf die existentiellen Umstände der fühlenden Person, auf Bezirke des für sie konkret Möglichen. In diesem Sinne ist der Leib das Medium des affektiven Weltbezugs.²⁶

Der entscheidende Schnittpunkt zwischen der Neuen Phänomenologie von Schmitz und dem hier skizzierten Gefühlsverständnis liegt also im leiblichen Spüren als einem affektiven Bezogensein auf bedeutsame Situation, im „intentionalen Fühlen“, in dem sich die zentralen Intuitionen sowohl der kognitiven Gefühlstheorien als auch der ihnen entgegengestehenden Empfindungstheorien vereinen: einerseits haben wir es hier mit „Körpergefühlen“ einer bestimmten Art zu tun, die jedoch dank eines angemessenen Vokabulars und einer durch dieses ermöglichten sorgfältigeren Beschreibung in einer Weise verstanden werden, die erkennen lässt, dass es sich dabei nicht um die primitiven, weltlosen *sensations* der

²⁵ Weiter führende Überlegungen zum affektiven Selbstbezug und seiner Verankerung im leiblichen Spüren stelle ich gemeinsam mit Achim Stephan an in Slaby/Stephan 2008.

²⁶ Matthew Ratcliffe verwendet ein ganzes Kapitel seiner Studie *Feelings of Being* (2008) auf die Ausarbeitung der Parallele zwischen dem Tastsinn und einem umfassenden leiblichen Situationsbezug (vgl. Kap 3, „The Phenomenology of Touch“). Überhaupt ist in der anglo-amerikanischen Philosophie neuerdings ein bisher ungekanntes Interesse an der Leiblichkeitsthematik wach geworden – dies dokumentiert eindrucksvoll die Studie von Gallagher mit dem viel sagenden Titel *How the Body Shapes the Mind* (2005).

analytischen Tradition handelt. Im Gegenteil: Das leibliche Spüren ist selbst eine Form von (Welt-)Erkenntnis, weil es als leibliche Resonanz auf „außerleibliche Begebenheiten“ auftritt – und dies nicht bloß im Sinne eines nachträglich aufgrund von Erfahrung hergestellten Zusammenhangs, sondern so, dass das leibliche „Mitschwingen“ selbst als grundlegende Weise des Weltbezugs verstanden werden muss.²⁷

Weitere zentrale Elemente der hier entwickelten Gefühlskonzeption lassen sich mit Schmitz' Kategorien des leiblichen Spürens in Verbindung bringen. So treten viele der ganzheitlichen leiblichen Empfindungen in Form von Handlungs- oder Bewegungsimpulsen auf. Wer eine Emotion oder eine Stimmung erlebt, verspürt nicht selten einen ganz bestimmten Drang zu charakteristischen Bewegungen: Der Freudige will Luftsprünge vollführen und mitunter in lauten Jubel ausbrechen, der Beschämte will sich verstecken oder am liebsten gleich im Boden versinken, während der Zornige das Gefühl hat, vor Wut regelrecht platzen zu müssen, wenn er seinem Ärger nicht in einer aggressiven Gebärde „Luft verschaffen“ kann. Es handelt sich hier um Impulse, die das gesamte leibliche Feld ergreifen und den Fühlenden gewissermaßen in die Vollzugsbahnen passender (oder unpassender) Handlungsmuster drängen. Bei diesen Impulsen handelt sich um genuine Hybridphänomene: sie stehen zwischen bloßen Erregungen einerseits und kontrollierten handlungswirksamen Absichten andererseits. Dieser von der Neuen Phänomenologie beschriebene Bereich „handlungsnaher“ leiblicher Regungen entspricht dem, was in der vorliegenden Untersuchung als die spezifische motivationale Wirksamkeit des Affektiven bezeichnet wird. Unwillkürlich, leiblich, impulshaft einerseits, bereits auf situativ sinnvolle Handlungen abzielend (und damit intentional) andererseits: Genau dies ist als Charakteristik der spezifischen Motivationalität des Affektiven genannt worden, bei der es sich ja sowohl um eine rationale Motivation, aber ebenso um eine passive, körperliche und „phänomenal“ verankerte – nun können wir weniger unbeholfen sagen: *leiblich gespürte* Motivation handeln soll.

Sind Gefühle Atmosphären?

²⁷ Insofern kann das leibliche Spüren als eine konkrete Ausarbeitung von Peter Goldies Idee des *feeling towards* verstanden werden (Goldie 2000; 2002). Dass Goldie Schwierigkeiten hat, seine Konzeption in angemessener Form zu veranschaulichen, hängt vermutlich damit zusammen, dass es im alltagssprachlichen und bisher auch im „theoretischen“ Englisch keine passenden Ausdrücke für leibliche Phänomene gibt und dass diese Thematik daher in der anglo-amerikanischen Philosophie des Geistes nur äußerst verkürzt behandelt werden konnte. Bei einigen Autoren hat sich inzwischen der Ausdruck „feeling body“ als eine Bezeichnung etabliert, die in etwa Rolle des Ausdrucks „Leib“ bei Schmitz spielen kann. Vgl. Slaby 2008b, Ratcliffe 2008.

Abschließend möchte ich einen weiteren zentralen Aspekt der Schmitz'schen Gefühlskonzeption ansprechen: die spektakuläre These, dass Gefühle *räumlich ergossene Atmosphären* und als solche nicht Verhaltungen von Personen, sondern in der Außenwelt objektiv vorkommende Begebenheiten seien. Entgegen dem ersten Augenschein lässt sich auch diese extravagante Atmosphären-Idee mit einem zentralen Element der hier vertretenen Konzeption in eine sinnvolle Verbindung bringen.

Schmitz Gefühle betrachtet Gefühle bekanntlich als „überpersönliche Atmosphären“ und vergleicht sie mit klimatischen Phänomenen wie aufziehenden Gewitterfronten oder räumlichen Strukturen wie (z.B. „heiteren“ oder „traurig-kargen“) Landschaften. Betrachten wir zunächst seine Ausführungen im Wortlaut:

Gefühle sind räumlich, aber ortlos, ergossene Atmosphären. [...] In solcher Weise, wie die ausgeprägte Stille, und natürlich nicht als physikalisch interpretierbare Gebilde sind auch Gefühle räumlich. Für kollektiv zugängliche Atmosphären unter Menschen – z.B. die Verlegenheit, in die jemand nichtsahnend „hineinplatzt“, so daß ihm das Wort auf den Lippen erstirbt, die Albernheit oder Feierlichkeit eines Festes, die Gedrücktheit, Angespanntheit oder Aufgeregtheit, die sich bei entsprechenden Herausforderungen über Menschen legt – und für optisch-klimatische Atmosphären dürfte das einleuchten; es trifft aber auch auf private Atmosphären zu, wenn sie nur einen ergreifen. Ein gutes Beispiel ist die Freude, die den Glücklichen hüpfen oder gar, wie man sagt, in Seligkeit schweben läßt, als ob die Schwere keine Rolle mehr spielte. (Schmitz 1998, 22 f.)

Gefühle als räumlich, „überpersönlich“, als etwas, das *von außen* kommt bzw. in der wahrnehmbaren Welt verortet ist und folglich nicht als „innerer Zustand“ von Personen gelten kann – das sind die Eckpunkte dieses quasi-objektivistischen Gefühlsverständnisses. Das mit Gefühlen verbundene leibliche Spüren hingegen betrachtet Schmitz lediglich als die „eigenleibliche Resonanz“ auf das außerleibliche Gefühl, also lediglich als das *Wahrnehmen* eines Gefühls durch die fühlende Person. Schmitz und andere Vertreter der Neuen Phänomenologie reden in diesem Zusammenhang auch häufig vom *Fühlen eines Gefühls* – womit sie deutlich machen, dass sie das Fühlen und das Gefühl für unterschiedliche Phänomene halten.²⁸

So anschaulich und überzeugend *einige* der paradigmatischen Beschreibungen solcher Subjekt-übergreifender Gefühlsphänomene auch ausfallen mögen – Schmitz' Gefühlskonzeption ist letztlich das Resultat einer Übertreibung. Es gibt zwar sicher das Phänomen des *sozialen Gefühlskontrasts* (wenn etwa ein Fröhlicher in eine Trauergemeinde hineinplatzt und ihm die „im Raum stehende“ Trauer gleichsam mit Macht entgegenschlägt und seine Freude spürbar trübt) und ebenso *kollektive Gefühle* wie die Euphorie einer Masse jubelnder Fußballfans oder der kollektive Zorn einer aufgebrachten Menge Protestierender.

²⁸ Schmitz 1993, Abschnitt 4.2; Landweer 1999, 22; Landweer 2004, 483.

Deshalb aber Gefühle generell und ausnahmslos als räumlich ergossen und überpersönlich zu betrachten, ist weder phänomenologisch noch begrifflich angemessen. Schmitz verabsolutiert damit den phänomenalen Charakter einer Teilklasse affektiver Phänomene und wird damit den Gefühlen insgesamt nicht gerecht.

Ich halte das hier entwickelte Verständnis von Gefühlen als evaluative Gestaltwahrnehmungen für angemessener: Vieles von dem, was Schmitz und seine Anhänger vorschnell mit den Gefühlen (Emotionen und Stimmungen) identifizieren, ist in meiner Konzeption die situativ verankerte Bedeutsamkeit, die den jeweiligen Gefühlsgehalt bildet. Zum Gefühl gehört jedoch mehr als dieser oftmals durchaus „überpersönliche“ evaluative Gehalt – zum Gefühl gehört zwingend das (auch von Heidegger unter diesem Titel thematisierte) *Fühlen selbst*.²⁹ Dieses muss, wie Heidegger als großer Gegner der Akt-Inhalt-Unterscheidung ebenfalls wusste, als mit dem jeweils „Gefühlten“ untrennbar verschränkt verstanden werden, so dass eine reale Trennung der Aspekte in Sinne von Schmitz gar nicht in Frage kommt.³⁰ Schmitz’ Konzeption kann insofern als eine Teil-Explikation der Grundzüge der hier entwickelten Theorie gelten. Sowohl zur Natur des *Fühlens selbst* (als leibliches Spüren, in das bedeutsame Begebenheiten im Rahmen der „leiblichen Kommunikation“ direkt eingreifen können), als auch zur Natur und „Erscheinungsweise“ der im Fühlen aufgefassten evaluativen Gehalte, der Bedeutsamkeit, liefert die Neue Phänomenologie wertvolles Anschauungsmaterial. Viele von Schmitz’ Beschreibungen der Atmosphären, die den Fühlenden ergreifen und betroffen machen, sind nichts anderes als Beschreibungen der evaluativen Gefühlsgehalte, die fühlende Personen mittels passiver, begrifflich verfasster, hedonisch positiv oder negativ qualifizierter und sich in Form eines leiblichen Spürens vollziehender *Gestaltwahrnehmungen* erfassen.³¹

Die weitaus meisten der Parade-Beispiele, die Schmitz zur Stützung seiner Atmosphären-These anführt, sind so beschaffen, dass dort nicht lediglich eine bedeutsame Situation vorliegt, sondern überdies auch *andere fühlende Personen* beteiligt sind (sozialer Gefühlskontrast, Massengefühle, Stimmungen in einer Gruppe, etc.). Hier haben wir es in der Tat mit Fällen zu tun, in denen Gefühle auch unabhängig vom eigenen Fühlen vorkommen –

²⁹ Vgl. Heidegger 1927, § 30.

³⁰ Zumindest an einer Stelle kommt Schmitz der hier entwickelten Konzeption sehr nahe, allerdings handelt es sich nur um eine eher beiläufige Bemerkung im Gefühlsband (III/2) seines *Systems der Philosophie*: „So wird man vielleicht, wenn ein Mensch durch einen Verlust enttäuscht wird, eher davon reden, daß der Verlust ihn verletzt und (affektiv) trifft oder betroffen macht, als daß die Enttäuschung es sei, obwohl auch diese Ausdrucksweise üblich ist“ (Schmitz 1969, 97). Genau dies halte ich für die richtige Ansicht: es ist der Verlust, der uns trifft – und nicht ein frei schwebendes „Enttäuschungsgefühl“.

³¹ Schmitz betrachtet seine „Atmosphären“ explizit als Gestalten im Sinne der Gestaltpsychologie und greift auch zur Präzisierung seiner Idee auf gestaltpsychologische Kategorien wie „Verdichtungsbereich“ und „Verankerungspunkt“ zurück. Vgl. z.B. Schmitz 1993, 53 ff.

eben in Form der Gefühle der Anderen. Die Atmosphäre ist das interpersonale „Klima“, das in einer Menschengruppe herrscht, und hier kann es nun tatsächlich verschiedene Möglichkeiten der eigenen Beteiligung geben – entweder ich „schwinge mit“, tauche in die Atmosphäre ein und fühle fortan „das gleiche“ wie die anderen; oder der allgemeine Trubel lässt mich kalt und ich nehme die herrschende Gefühlslage lediglich nüchtern zur Kenntnis; oder aber – das ist der kompliziertere Fall – ich habe ein markantes Kontrasterlebnis: Z.B. wenn ich mit Verdruss oder gar Traurigkeit auf die Euphorie und alberne Freude meiner Umgebung reagiere. In seinen favorisierten Beispielbeschreibungen vermengt Schmitz systematisch die (ebenfalls gestalthafte) Wahrnehmung der Gefühle Anderer mit dem Erfassen der situativ instantiierten Bedeutsamkeit. Dadurch erweckt er den Eindruck, dass es die Gefühle selbst seien, die wie die Bedeutsamkeit in Situationen (und nicht „in“ den fühlenden Personen) verankert sind. Die anfängliche Überzeugungskraft der Schmitzschen Konzeption basiert also zum Teil auf dieser Vermengung von Bedeutsamkeitsbezug und Bezug auf die Gefühle Anderer.

Schmitz' Überlegungen zum Situationsbegriff, zu den „vielsagenden Eindrücken“ und zur „chaotischen Mannigfaltigkeit“ lassen signifikante Parallelen zur hier entwickelten Konzeption der Bedeutsamkeit und des entsprechenden evaluativen Weltbezugs erkennen.³² Schmitz steht für eine Abkehr von atomistischen und primitiv-hierarchischen Modellen des Weltbezugs, was sich beispielhaft an seiner Umdeutung des aus der britisch-empiristischen Tradition des Begriffs „Eindruck“ (*impression*) zeigt. Bei Schmitz wird der „Eindruck“ nicht im Sinne eines einfachen Sinnesdatums, sondern – wie übrigens auch in der deutschen Alltagssprache – im Sinne eines zwar auf einen Schlag (gestalthaft) erfassten und insofern in der Stufenfolge der Erkenntnis ersten, aber zugleich intrinsisch komplexen Gehaltes verstanden. Eindrücke dieser Art sind *viel sagend* – wie beim „ersten Eindruck“ von einer Person bei der ersten Begegnung oder bei den in der Fremde gewonnenen „Reiseeindrücken“ liegt in diesen Erfahrungen ein immens reicher Gehalt in einem unexplizierten Rohzustand („chaotische Mannigfaltigkeit“), der sich erst in einer nachträglichen Explikation – oft, wie beschrieben, in narrativer Form – verschiedentlich sprachlich artikulieren und mitteilen lässt. Auch bei John McDowell finden wir eine solche Umdeutung des *impression*-Begriffs im Sinne einer komplexen begrifflichen Struktur.³³ Zwar besteht hier keine direkte inhaltliche Entsprechung, gleichwohl ist die beiden Ansätzen gemeinsame Tendenz unverkennbar. Hier liegen noch unabgeholte Potentiale für die produktive Annäherung der phänomenologischen und der (post-)analytischen Philosophie-Traditionen.

³² Vgl. Schmitz 1993, 63-84.

³³ Vgl. McDowell 1994, xx.

Mit dieser Strukturskizze ist lediglich ein erster Schritt auf dem Weg zu einer umfassenden Konzeption der menschlichen Affektivität getan. Es sollen grundlegende Zusammenhänge aufgezeigt und damit dazu beigetragen werden, dass manch eine potentiell folgenreiche Fehlauffassung der Gefühle verhindert werden kann. Mein Ziel wäre erreicht, wenn die mitgeteilten Grundzüge in Zukunft als Leitfaden weiterer Untersuchungen der „affektiven Natur des Menschen“ fungierten. Abschließend möchte ich nun noch auf einige potentielle Anknüpfungs- und Ergänzungsmöglichkeiten hinweisen.

Situierung im Möglichkeitsraum

Die etwas abstrakte Rede vom Bedeutsamkeitsbezug der Gefühle lässt sich dahingehend konkretisieren, dass Gefühle als ein Sinn für das der fühlenden Person konkret Mögliche bzw. Unmögliche verstanden werden.³⁴ Gefühle als Situierungen in Möglichkeitsräumen – das besagt, dass ein Gefühl ein Spektrum von existentiellen Möglichkeiten erschließt, womit sowohl Verhaltens- bzw. Handlungsmöglichkeiten (aktive Existenzvollzüge) als auch mögliche Widerfahrnisse – den Fühlenden „angehende“ Geschehnisse – gemeint sind. Damit wird die hier entwickelte Auffassung der Gefühle dynamisiert und noch näher an die Konzeption der aktivisch verstandenen „personalen Perspektive“ heran geführt. Ein Gefühl zu erleben bedeutet demnach, dass sich ganz bestimmte Möglichkeiten regelrecht aufdrängen, während anderes, was vermeintlich auch möglich sein müsste, seltsam abgeblendet oder sogar gänzlich aus dem Bereich des überhaupt Erwägbaren verschwunden ist. Im letzteren Fall denkt der Fühlende nicht nur faktisch nicht an diese Möglichkeiten, sondern sie befinden sich überhaupt nicht mehr im Bereich des überhaupt für ihn Denk- und Erwägbaren. Gefühle stecken somit auf dynamische Weise den Bereich des für eine Person konkret und real Möglichen ab. In diesem Sinne erscheint die Welt dem Sich-Fürchtenden anders als dem Fröhlich-Zuversichtlichen: Der von Furcht Ergriffene sieht Gefahren heraufziehen, deren Bewältigung er sich nicht zutraut – der Fröhliche hingegen sieht nahezu überall positive Handlungsmöglichkeiten, und fühlt sich möglichen Gefahren (soweit er überhaupt mit ihnen rechnet) gewachsen. Entsprechend unterscheiden sich die Handlungsbereitschaften beider Personen. Man kann sagen, dass ihr jeweiliger „Weltzugriff“ deutlich verschieden ist. Dieser Situierungsvorgang läuft unwillkürlich ab und folgt einer charakteristischen Verlaufsgestalt. Der Fühlende wird vor bestimmte Möglichkeiten „gezwungen“ und von anderen abgetrennt,

³⁴ Für das Folgende vgl. Slaby, *im Erscheinen*.

wobei die Vielfalt und die Art der affektiv präsenten Möglichkeiten während des zeitlichen Ablaufs des Gefühls variieren. Gegen diese affektive Dynamik kann ein aktives Sich-Besinnen auf tatsächlich bestehende Möglichkeiten nicht viel ausrichten. Auch auf diese Weise manifestiert sich also die Passivität der Gefühle.³⁵

In extremer Form lässt sich die These der Möglichkeitsräume an Gefühlslagen wie der Langeweile oder der Depression studieren, bei denen der Möglichkeitsraum fast vollständig „einschrumpft“, bis hin zu seinem vollständigen Wegfall in der existentiellen Sackgasse des „Nichts geht mehr“. Aber auch ein Vergleich der globalen Bezüglichkeiten der Trauer, des Zorns, des Stolzes oder der Scham zeigt, dass der Fühlende sich jeweils in unterschiedliche Bereiche dessen versetzt sieht, was geschehen kann, was er zu tun in der Lage oder nicht in der Lage ist, und wie er sich allgemein in der Welt oder in einem gegebenen praktischen Kontext vorfindet. Im Stolz erweitert sich der Bereich des aktiv Möglichen infolge einer im sozialen Raum erfahrenen Eigenwertsteigerung des Fühlenden. Dies wird leiblich als ein Wachsen oder Anschwellen erlebt, gleichzeitig steigert sich ganz allgemein die Handlungsbereitschaft und Initiative. Im direkten Gegensatz dazu schrumpft der Möglichkeitsraum in der Scham radikal ein – das Schämen kommt einem schlagartig erlebten Eigenwertverlust gleich, der sich leiblich als ein „Schrumpfen“ manifestiert, oft in Form eines deutlichen Bewegungsimpulses („Im Boden versinken Wollen“). Dabei ist der Sich-Schämende wie gebannt in der Situation, er senkt unweigerlich den Blick, macht sich klein. Ein klarer, offener Blick ins Gesicht eines Umherstehenden – also etwas, das unter normalen Umständen eine völlig unkomplizierte Gebärde und leicht zu vollziehen wäre – ist für den von Scham Erfassten unmöglich, ja geradezu unvorstellbar. Daran wird deutlich, dass die im Fühlen dynamisch erschlossenen Möglichkeitsräume durch das begrenzt sind, was gerade *nicht mehr geht* – durch ein spezifisches *nicht-mehr-Sehen* gewisser Möglichkeiten, die aus Sicht anderer Personen offenkundig gegeben wären. Dem Depressiven werden mitunter selbst die einfachsten Lebensvollzüge unvorstellbar.

Wie das letzte Beispiel zeigt, kann das am Erschließen von Möglichem und Unmöglichem orientierte Gefühlsverständnis helfen, pathologische affektive Verfasstheiten zu erhellen. Damit kommt das hier entwickelte Verständnis des Affektiven dem Projekt von Matthew Ratcliffe nahe, dessen Phänomenologie existentiell bedeutsamer Hintergrundgefühle („existential feelings“) das Ziel anstrebt, adäquatere Beschreibungen des Erlebens in

³⁵ Allerdings ist ein solches Besinnen auf tatsächlich Mögliches, oder auf die realen Wahrscheinlichkeiten des im Affekt für unvermeidlich Gehaltene, letztlich doch die angemessene Weise einer Affektkontrolle. Wenn das hier vertretene Gefühlsverständnis korrekt ist, greift die um Gefühlskontrolle bemühte Person durch Erwägungen dieser Art direkt in das affektive Geschehen ein. Dass diese Bemühungen oftmals wenig gegen starke Gefühle ausrichten, steht natürlich auf einem anderen Blatt.

pathologischen Gemütsveränderungen zu liefern.³⁶ Dem professionellen psychiatrischen Diskurs mangelt es teilweise an einer präzisen Begrifflichkeit, welche die Feinheiten affektiver Veränderungen sowie subtile Verschiebungen im Welt- und Selbstbezug der Erkrankten zu verzeichnen hilft. Natürlich betrifft dieses Problem die Patienten ebenso, denen oft die Worte fehlen, um ihre Erfahrungen angemessen zu versprachlichen. Dadurch kann das Gefühl der Isolation, das mit Erkrankungen wie Depression oder Schizophrenie vielfach einhergeht, noch empfindlich verstärkt werden. Die vorliegende Strukturskizze der Affektivität kann bei diesem phänomenologisch-psychiatrischen Projekt als Ausgangspunkt fungieren. In der Betrachtung konkreter pathologischer Phänomene soll sich das hier Entwickelte einerseits als ordnendes Prinzip bewähren, während es andererseits durch fallbezogene Detailbeschreibungen angereichert werden kann.³⁷

Gefühle und die *extended-mind*-Hypothese

Ein theoretischer Anschluss anderer Art ergibt sich, wenn die Überlegungen aus *Gefühl und Weltbezug* in den Kontext der zuletzt viel diskutierten *extended-mind*-Hypothese gestellt werden. Bei letzterer handelt es sich um das vor allem von Andy Clark propagierte Programm, wonach die Ontologie des Mentalen nicht allein Strukturen umfasst, welche „am Orte der Person“ zu finden sind, sondern darüber hinaus auch Strukturen der jeweiligen Umwelt.³⁸ Kognitive Werkzeuge wie Taschenrechner, Notizbücher, Computer seien in einem wörtlichen Sinne ausgedehnte Teile des menschlichen Geistes – nicht lediglich Hilfsmittel der menschlichen Kognition, sondern essentielle Bestandteile derselben. Der Geist erscheint als „ausgedehnt“, als zum Teil ontologisch realisiert von Strukturen in der Umwelt der jeweils geistbegabten Person. Bisher haben sich die Freunde des „ausgedehnten Geistes“ vornehmlich auf mentale Aufgaben wie das kognitive Problemlösen konzentriert: komplexe Kalkulationen, das Erwägen multipler Optionen sowie umfassende Erinnerungsleistungen profitieren offenkundig von externen Hilfsmitteln und sind ohne diese oft nicht zu leisten. Das *extended-mind*-Paradigma hat folglich einen starken kognitivistischen Einschlag – von Gefühlen ist hingegen bisher kaum die Rede.³⁹

³⁶ Vgl. Ratcliffe 2008 u. 2009.

³⁷ Ein solches Projekt läuft zurzeit als Kooperation zwischen den Universitäten Osnabrück und Durham, unter der Leitung von Matthew Ratcliffe und Achim Stephan (Projekttitle: *Emotional Experience in Depression: A Philosophical Study*; Projektträger: DFG und AHRC; Förderzeitraum 2009-2012).

³⁸ Locus classicus des *extended-mind*-Ansatzes ist ein Aufsatz von Clark und David Chalmers aus dem Jahr 1998, umfassende Ausarbeitungen sind in Clark 1997 u. 2008 zu finden.

³⁹ Eine Ausnahme bildet ein Beitrag von Griffiths und Scarantino (2008), der aber weitgehend im Vorfeld der aus philosophischer Sicht interessanten Überlegungen stecken bleibt.

Sind auch Gefühle „ausgedehnt“? Ich möchte diese Frage entschieden bejahen, mich aber zugleich ein Stück weit vom theoretischen Rahmen des *extended-mind*-Ansatzes distanzieren. Wer auch nur ein wenig mit phänomenologischen Theorien der Person vertraut ist, wird sich gruseln ob der vergegenständlichenden Redeweisen, die in der *extended-mind*-Debatte gepflegt werden. Offenkundig herrschen naive Vorstellungen bezüglich einer physischen „Lokalisation“ des Mentalen vor, denn anders ist nicht zu verstehen, wie bereits die bloße Verwendung von Taschenrechner und Notizbuch den menschlichen Geist zu etwas machen, das sich „in die Außenwelt“ erstrecken soll. Die vereinfachende Rede von „innen“ und „außen“ in Bezug auf personale Phänomene ist wenig hilfreich. Sobald man diese Rede- und Denkweise vermeidet, ist es schon deutlich weniger überraschend, dass die jeweilige Umwelt teil-konstitutiv für personale Verhaltungen ist.⁴⁰

Trotz dieser Mängel steckt insgesamt ein großes Potential im Ansatz der situierten Kognition und seiner Ausweitung auf weitere Bezirke dessen, was gewöhnlich unter dem Stichwort „Geist“ (mind) versammelt wird. Es ist sicher der Fall, dass die menschlichen Welt- und Selbstbezüge auf vielfältige Weise von externen Strukturen beeinflusst, geprägt oder geradezu „überformt“ werden: Die Sprache als gigantisches Reservoir von Bedeutungen und Bedeutsamkeiten infiltriert gleichsam den individuellen Geist, liefert die Versatzstücke von Gedanken- und Erfahrungsinhalten und zeichnet dem Denken und Erfahren die Vollzugsbahnen vor. Die begrifflichen Kapazitäten des Einzelnen, die wie oben skizziert in seiner Erfahrungsgehalte einfließen, sind das individuelle Gerinnungsprodukt sozialer Einflüsse und historischer Tradierungen vielfältiger Art. Insofern strukturieren soziale Praktiken und Institutionen, Rituale und kulturelle Gepflogenheiten nicht nur Handlungsabläufe, sondern auch das Denken, Wahrnehmen, Erleben. Hier liegen wichtige Analyseaufgaben. Philosophische Ansätze thematisieren die menschliche Erfahrung oft noch zu einseitig in einer individualistischen Perspektive, so dass die konstitutive Situietheit der Lebensvollzüge nicht hinreichend berücksichtigt wird, und das ist insbesondere im Bereich der Philosophie der Gefühle weitgehend der Fall.⁴¹ Der *extended-mind*-Ansatz kann, seine phänomenologisch adäquate Ausarbeitung vorausgesetzt, diese Engführung beheben helfen.

Inwiefern und in welchem Sinne sind nun die Gefühle selbst umweltlich situiert bzw. „ausgedehnt“? Zum einen dadurch, dass die intentionalen Gefühlsgehalte konstitutiv auf

⁴⁰ Hermann Schmitz ist natürlich einer der entschiedensten Gegner der innen/außen-Unterscheidung in Bezug auf personale Phänomene, und ich schließe mich seinen Überlegungen diesbezüglich an. Vgl. z. B. Schmitz 2009, Kap. 1 u. 2 sowie Slaby, *im Erscheinen*.

⁴¹ Ich denke hier insbesondere an die ansonsten sehr überzeugenden gefühlstheoretischen Entwürfe von Sabine Döring, Peter Goldie, Bennett Helm und Robert C. Roberts, aber gleiches lässt sich von vielen anderen Autoren konstatieren.

Strukturen der Umwelt basieren. So wie unsere Gedankeninhalte und die Bedeutungen unserer Worte und Begrifflichkeiten von externen Begebenheiten mitkonstituiert werden, ist auch der Gefühlsgehalt extern determiniert.⁴² Dies ist jedoch vergleichsweise wenig interessant, auch wenn das theoretische Potential der externalistischen Inhaltsbestimmung noch längst nicht ausgeschöpft ist. Es handelt sich hierbei schlicht um den Externalismus bezüglich intentionaler Inhalte, der seit den 70er Jahren vielfach diskutiert und auch kaum noch für kontrovers gehalten wird.⁴³

Interessanter wird es, wenn wir neben dem Inhalts-Externalismus auch einen Prozess- bzw. Vollzugsexternalismus bezüglich der Gefühle annehmen. Nicht nur *was* wir fühlen, auch *wie* wir fühlen ist entscheidend von der Umwelt mitbestimmt, ja oftmals geradezu umweltlich geprägt und gelenkt. Und hier zeigt sich nun ganz deutlich der Wert der neu- phänomenologischen Untersuchungen atmosphärischer Phänomene. Jenseits der vergegenständlichenden Identifizierung von Gefühlen mit Atmosphären kommt die Atmosphärentheorie als ein ausgezeichnete Anwendungsfall des affektiven Vollzugsexternalismus in den Blick: Oft sind es atmosphärisch ausgestaltete Räume, die unser Fühlen modulieren – auslösen, steigern, gehaltvoll machen. Beispiele sind Legion: sakrale Räume, gemütliche Stuben, Event-Arenen in Sport oder Showbusiness, kunstvoll gestaltete Wohnungen, architektonisch gelungene Gebäude, Wohnviertel oder Innenstädte, ja selbst das Design von Bedienelementen oder Benutzeroberflächen technischer Geräte – all das kann Gefühle in spezifische Formen gießen, Stimmungen konzentrieren und die fühlende Person in affektive Atmosphären einhüllen, die ohne die entsprechende Raumgestaltung nicht herrschen würden. Natürlich kann dieser Prozess auch gehörig misslingen – dann beschwört er Formen des Unbehagens, der Gereiztheit, schleichenden Furcht oder Beklommenheit herauf, die uns den Aufenthalt in diesen Umgebungen verleiden. Die Vollzugsdynamik des auf diese Weise modulierten Fühlens ist vielgestaltig und umfasst oft verschiedene aufeinander verweisende Register oder „Stimmen“, die von unterschiedlichen Situationselementen gestaltet und aufeinander bezogen werden.⁴⁴

Gestaltete Räume sind natürlich nicht der einzige Modulator von Gefühlsvollzügen; gleiches gilt, jeweils auf unterschiedliche Weise, für Kunstwerke, für Musikstücke, für

⁴² Vgl. Slaby 2008a, Kap. 1.

⁴³ Klassische Ausarbeitungen des *content externalism* stammen von Hilary Putnam (1975) sowie Tyler Burge (1979).

⁴⁴ Ich spiele mit diesen Formulierungen auf einen beeindruckenden Beitrag des Neu-Phänomenologen Jürgen Frese zur „Vielstimmigkeit“ von Gefühlspänomenen an, vgl. Frese 1995. Dieser stark an der Atmosphärentheorie von Schmitz orientierte Aufsatz enthält zahlreiche Anregungen für die weitere Ausarbeitung der Idee, dass affektive Vollzüge bis in ihre qualitativen Verästelungen hinein vielfältig extern moduliert werden. Ein theoretischer Anschluss an die Diskussionen der *philosophy of mind* und der *extended-mind*-Debatte fehlt bislang leider völlig.

kultivierte Formen der Sozialität, für affektive Rituale und Praktiken sowie für rhetorische Formen und Sprachgestalten verschiedener Art. Ich kann all dies hier lediglich nennen; detaillierte Ausarbeitungen der jeweiligen „Gefühlsprägungen“ müssen bei anderer Gelegenheit folgen. Insgesamt zeichnet sich eine Perspektive ab, die einerseits den *extended-mind*-Ansatz in einer dringend nötigen Hinsicht ergänzen und phänomenologisch angemessener machen, und andererseits eine zentrale Dimension des affektiven Weltbezugs in den Blick bringen kann: das Ausmaß, in dem unsere Gefühle von externen Strukturen in ihrer Qualität, Intensität und Vollzugsgestalt geformt und gelenkt werden. Wir haben es mit einer besonders lohnenswerten Weiterführung des hier skizzierten Ansatzes zum Selbst- und Weltbezug unserer Gefühle zu tun, zumal diese Perspektive sehr schön die Möglichkeiten einer wechselseitigen Bereicherung der verschiedenen Philosophietraditionen Phänomenologie und analytische Philosophie des Geistes aufzeigt.

Literatur

- Ben Ze'ev, Aaron 2000, *The Subtlety of Emotion*, Cambridge, MA: MIT Press.
- Burge, Tyler 1979, „Individualism and the mental“, in: *Midwest Studies in Philosophy* 4, 73-122.
- Clark, Andy 1997, *Being There. Putting Brain, Body and World Together Again*, Cambridge, MA: The MIT Press.
- Clark, Andy 2008, *Supersizing the Mind. Embodiment, Action, and Cognitive Extension*, New York/Oxford: Oxford University Press.
- Clark, Andy & Chalmers, David 1998, „The Extended Mind“, in: *Analysis* 58.1, 7-19.
- Demmerling, Christoph 2005, „Moralische Normen und menschliche Natur“, in: Thomas Rentsch (Hg.), *Einheit der Vernunft? Normativität zwischen Theorie und Praxis*, Paderborn: Mentis, 207-231.
- Döring, Sabine 2002a, „Die Moralität der Gefühle: Eine Art Einleitung“, in: dies./V.Mayer (eds.), *Die Moralität der Gefühle*. (Sonderband der Deutschen Zeitschrift für Philosophie), Berlin: Akademie Verlag, 15-35.
- Döring, Sabine 2002b, „Emotionen und Holismus in der praktischen Begründung“, in: G. Bertram/J. Liptow (Hrsg.), *Holismus in der Philosophie*, Weilerswist: Velbrück, 147-167.
- Döring, Sabine 2003, „Explaining Action by Emotion“, in: *Philosophical Quarterly* 211, 14-30.
- Döring, Sabine [im Erscheinen], *Gründe und Gefühle. Rationale Motivation durch emotionale Vernunft*, Habilitationsschrift, Universität Duisburg/Essen, November 2004; erscheint bei de Gruyter.
- Frese, Jürgen 1995, „Gefühls-Partituren“, in: M. Großheim (Hrsg.), *Leib und Gefühl. Beiträge zur Anthropologie*, Berlin: Akademie Verlag, 45-70.

- Gallagher, Shaun 2005, *How the Body Shapes the Mind*, Oxford: Oxford University Press.
- Goldie, Peter 2000, *The Emotions. A Philosophical Exploration*. Oxford: Clarendon Press.
- Goldie, Peter 2002, „Emotions, Feelings and Intentionality“, in: *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 1, 235-254.
- Griffiths, Paul E./Scarantino, Andrea 2008, “Emotions in the Wild: The Situated Perspective On Emotion”, in: P. Robbins/M. Aydede (Hrsg.), *The Cambridge Handbook of Situated Cognition*, Cambridge: Cambridge University Press, 437-453.
- Großheim, Michael 1995, *Leib und Gefühl. Beiträge zur Anthropologie*, Berlin: Akademie Verlag.
- Heidegger, Martin 1927, *Sein und Zeit*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag. [Im Text zitiert als „SuZ“]
- Helm, Bennett 1994, „The Significance of Emotions“, in: *American Philosophical Quarterly* 31, 319-331.
- Helm, Bennett 2001, *Emotional reason. Deliberation, motivation, and the nature of value*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Helm, Bennett 2002, „Felt Evaluations. A Theory of Pleasures and Pains“, in: *American Philosophical Quarterly* 39, 13-30.
- James, William 1884, „What Is An Emotion?“, *Mind* 9, 188-205.
- Kenny, Anthony 1963, *Action, Emotion and Will*, London: Routledge.
- Landweer, Hilge 1999, *Scham und Macht. Phänomenologische Untersuchungen zur Sozialität eines Gefühls*, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Landweer, Hilge 2004, „Phänomenologie und die Grenzen des Kognitivismus. Gefühle in der Philosophie“, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 52 (3), 467-486.
- Lauer, David 2006, „Die Welt im Blick haben“, in: Georg W. Bertram, David Lauer, Jasper Liptow, Martin Seel (Hg.), *Die Artikulation der Welt*, Frankfurt: Humanities Online 2006, 65-86.
- McDowell, John 1983, „Aesthetic Value, Objectivity, and the Fabric of the World“, in: ders., *Mind, Value, and Reality*, Cambridge, MA: Harvard University Press 1998, 112-130.
- McDowell, John 1985, „Values and Secondary Qualities“, in: ders., *Mind, Value, and Reality*, Cambridge, MA: Harvard University Press 1998, 131-150.
- McDowell, John 1994, *Mind and World*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Nussbaum, Martha C. 2001, *Upheavals of Thought*, Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Putnam, H. (1975). The Meaning of Meaning. In: H. Putnam, *Mind, Language and Reality: Philosophical Papers*, Vol. 2 (pp 215-271). Cambridge: Cambridge University Press
- Ratcliffe, Matthew 2005, „The Feeling of Being“, in: *Journal of Consciousness Studies* 12, No. 8-10, 43-60.
- Ratcliffe, Matthew (2008), *Feelings of Being. Phenomenology, Psychiatry, and the Sense of Reality*, Oxford.
- Ratcliffe, Matthew (2009), Understanding Existential Changes in Psychiatric Illness. The Indispensability of Phenomenology, in: Matthew Broome/Lisa Bortolotti, *Psychiatry as Cognitive Neuroscience. Philosophical Perspectives*, Oxford [223-244].

- Reisenzein, Rainer 2000, „Einschätzungstheoretische Ansätze in der Emotionspsychologie“, in: J.H. Otto, H.A. Euler, H. Mandl (eds.), *Handbuch der Emotionspsychologie*, Weinheim: Psychologie Verlagsunion, 117-138.
- Roberts, Robert C. 2003, *Emotions. An Essay in Aid of Moral Psychology*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Scherer, Klaus R. (1984), „On the Nature and Function of Emotion: A Component Process Approach“, in K.R. Scherer/P. Ekman (Hg.), *Approaches to Emotion*, Hillsdale, [293-318].
- Schmitz, Hermann 1969, *System der Philosophie; dritter Band, Der Raum, Zweiter Teil, Der Gefühlsraum*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann 1992, *Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik*, Paderborn: Junfermann.
- Schmitz, Hermann 1993, *Die Liebe*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann 1998, *Der Leib, der Raum und die Gefühle*, Stuttgart: Edition Tertium.
- Schmitz, Hermann 2009, *Kurze Einführung in die Neue Phänomenologie*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Slaby, Jan 2007a, „Emotionaler Weltbezug. Ein Strukturschema im Anschluss an Heidegger“, in: Landweer, Hilge (Hrsg.), *Gefühle. Struktur und Funktion*, Stuttgart: Metzler, 93-112.
- Slaby, Jan 2007b, „Empfindungen – Skizze eines nicht-reduktiven, holistischen Verständnisses“, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 32(3), 207-225.
- Slaby, Jan 2008a, *Gefühl und Weltbezug. Die menschliche Affektivität im Kontext einer neo-existentialistischen Konzeption von Personalität*, Paderborn: Mentis.
- Slaby, J. (2008b), Affective Intentionality and the Feeling Body, in *Phenomenology and the Cognitive Sciences*, 7(4), 429-444.
- Slaby, Jan/Stephan, Achim (2008), Affective Intentionality and Self-Consciousness, in *Consciousness and Cognition* 17, 506-513.
- Slaby, Jan (im Erscheinen), „Möglichkeitsraum und Möglichkeitssinn“, in: Andermann, Kerstin/Eberlein, Undine (Hg.), *Gefühle als Atmosphären*, Berlin: Akademie-Verlag.
- Solomon, Robert C. 1976, *The Passions*, New York: Doubleday.
- Solomon, Robert C. 1988, „On Emotions as Judgments“, in: *Philosophical Quarterly* 25, 183-191.
- Taylor, Charles 1985, „Self-Interpreting Animals“ in: ders., *Human Agency and Language. Philosophical Papers Vol. I*, Cambridge: Cambridge University Press, 45-76.
- Tugendhat, Ernst 1979, *Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Tugendhat, Ernst 2003, *Egozentrität und Mystik. Eine anthropologische Studie*, München: C.H. Beck.
- Voss, Christiane 2004, *Narrative Emotionen*, Berlin: de Gruyter.
- Wiggins, David 1987, „A Sensible Subjectivism?“, in: ders., *Needs, Values, Truth*, Oxford: Blackwell, 185-214.